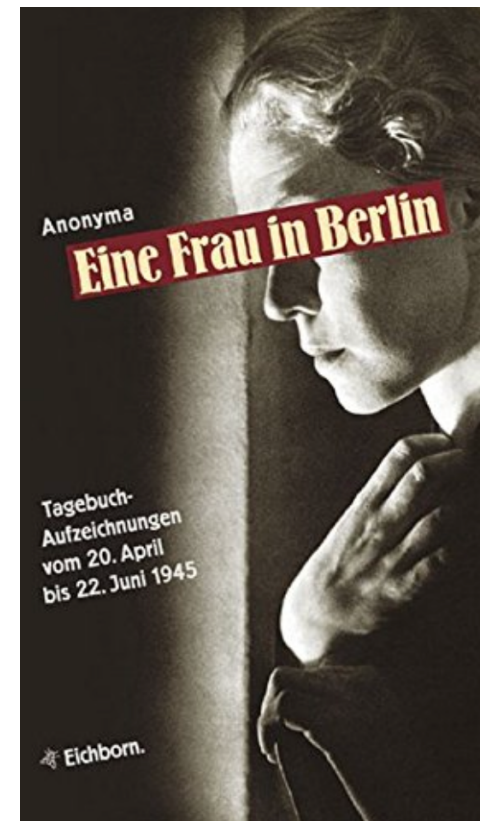


Die 34jährige Marta Hillers erlebte das Kriegsende und den Einmarsch der Roten Armee in Berlin mit. Um die Erlebnisse für ihren Lebensgefährten, der noch im Krieg war, festzuhalten, führte sie vom 20. April bis zum 22. Juni 1945 Tagebuch. Später überarbeitete und ergänzte sie das Tagebuch und gab es zur Veröffentlichung frei. Einige Auszüge sollen das Leben in Berlin zur Zeit des Kriegsendes verdeutlichen.

*Freitag, 20. April 1945, 16 Uhr.*

„Ja, der Krieg rollt auf Berlin zu. Was gestern noch fernes Murren war, ist heute Dauergetrommel. Man atmet Geschützlärm ein, das Ohr ertaubt, es hört nur noch die Abschüsse schwerster Kaliber. Eine Richtung ist längst nicht mehr auszumachen. Wir leben in einem Ring von Rohren, der sich stündlich verengt. Zwischendurch Stunden von unheimlicher Lautlosigkeit. Plötzlich fällt einem der Frühling ein. Durch die brandschwarzen Ruinen der Siedlung weht in Schwaden Fliederduft aus herrenlosen Gärten. (...)“



„Gegen drei Uhr fuhr am Kiosk der Zeitungsfahrer vor. Es lauerten ihm schon zwei Dutzend Leute auf. Im Nu verschwand er zwischen Händen und Groschen. Gerda vom Portier ergatterte eine Handvoll „Nachtausgaben“ und ließ mir eine. Gar keine richtige Zeitung mehr, bloß noch eine Art Extrablatt, zweiseitig bedruckt und ganz feucht. Im Weitergehen las ich als erstes den Wehrmachtsbericht. Neue Ortsnamen: Müncheberg, Seelow, Buchholz. Klingt verdammt märkisch und nah. Ein flüchtiger Blick auf die Westfront. Was gehen uns jetzt die an? Unser Schicksal rollt von Osten heran und wird unser Klima ändern, wie es einmal die Eiszeit tat. Warum? Man quält sich mit unfruchtbaren Fragen. Ich will jetzt nur den Tag sehen, die nahen Aufgaben.“

**Martas eigentliche Wohnung war schon vor einiger Zeit zerbombt worden. Ein ehemaliger Kollege hatte ihr angeboten, vorübergehend in seine Dachwohnung zu ziehen. Mit nicht mehr als einem kleinen Koffer an persönlichem Besitz bezog sie die fremde Wohnung.**

„Heute morgen beim Bäcker ging das Gerede: „Wenn die kommen, holen sie alles Eßbare aus den Häusern, die geben uns nichts. Die haben ausgemacht, daß die Deutschen erst mal acht Wochen hungern sollen. In Schlesien laufen sie schon in die Wälder und graben nach Wurzeln. Die Kinder verrecken, die alten fressen Gras wie die Tiere.

Soweit die Vox Populi. Man weiß ja nichts. Kein *Völkischer Beobachter* liegt mehr auf der Treppe. (...)

Das Radio ist seit vier Tagen tot, wieder mal merkt man, was für zweifelhafte Sachen uns die Technik beschert hat. Sie haben keinen Wert an sich, sie sind nur bedingt wertvoll, solange man sie irgendwo einstöpseln kann. Brot ist absolut. Kohle ist absolut. Und Gold ist Gold, in Rom oder Peru oder Breslau. Dagegen Radio, Gasherd, Zentralheizung, Kochplatte. Die ganze große Bescherung der Neuzeit - sinnloser Ballast, wenn die Zentrale versagt. Wir sind zur Zeit auf dem Rückmarsch in vergangene Jahrhunderte. Höhlenbewohner.

Freitag schätzungsweise 19 Uhr. Hab schnell noch eine letzte Fahrt mit der Straßenbahn gemacht, Richtung Rathaus. Wummern und Rollen, pausenloses Gewitter der Geschütze. Kläglich schrie die Schaffnerin dagegen an. Ich fraß die Gesichter der Menschen ringsum, es steht alles darin, was niemand ausspricht. Wir sind ein Volk von Stummen geworden. Bloß im vertrauten Keller sprechen die Menschen noch miteinander. (...)"

„Freitag 23 Uhr, im Keller, bei Petroleumlicht, mein Schreibheft auf den Knien. – Gegen 22 Uhr fielen hintereinander drei oder vier Bomben. Gleichzeitig heulte die Sirene los. Es heißt, daß sie nun mit Handbetrieb geht. Kein Licht. Im Finstern treppab wie seit Dienstag. Man tappt und rutscht ... Füße schnurren. Koffer ecken an. Lutz Lehmann schreit „Mutti!“ . Der Weg führt über die Straße zum Seiteneingang. Dann Stufen abwärts durch einen Gang, über ein Hofquadrat. Mit Sternen darüber und dem Hornissengesumm der Flugzeuge. Nochmals Stufen abwärts, Schwellen, Gänge. Endlich hinter einer zentnerschweren, mit zwei Hebeln verschließbaren, gummigeränderten Eisentür unser Keller. Amtlich Schutzraum geheißen. Von uns Höhle, Unterwelt, Angstkatakomben, Massengrab genannt.

Ein Wald von Stämmen, nur roh entrindet, stützt die Decke. Selbst in dieser eingesperrten Luft riechen sie harzig. Der alte Schmidt, Gardinenschmidt, quatscht allabendlich von statischen Berechnungen, nach denen der Balkenwald auch dann standhalten soll, wenn das Haus herunterkommt. Das heißt, wenn die Trümmersmassen in bestimmten Fallwinkeln und Gewichtsverhältnissen stürzen. (...)“

Das Kellervolk hier im Haus ist jedenfalls überzeugt, daß seine Höhle eine der sichersten sei. Nichts Fremderes als ein fremder Keller. Ich gehöre nun seit fast drei Monaten dazu und fühle mich trotzdem noch fremd. Jeder Keller hat andere Tabus, andere Tricks. (...) Hier in diesem Keller haben sie den Mauertrick. Alle sitzen sie mit dem Rücken gegen die Außenmauer. Bloß unter der Luftklappe ist eine Lücke in der Reihe. Bummt es, so kommt der Tüchertrick hinzu: Alle winden sich ein bereitgehaltenes Tuch um Mund und Nase und verknoten es am Hinterkopf. Das habe ich noch in keinem Keller gesehen. Ich weiß nicht, wogegen der Lappen helfen soll. Aber wenn es ihnen guttut -! (...)“

„Mitternacht. Kein Strom, am Balken über mir blakt die Petroleumlampe. Draußen dickes Gebrumm, anschwellend. Der Tüchertrick tritt in Tätigkeit. Ein jeder windet sich das bereitgehaltene Tuch um Nase und Mund, ein gespenstischer Türkenharem, eine Galerie halbverhüllter Totenmasken. Nur die Augen leben. (...)“

*Samstag, 21. April 1945, 2 Uhr nachts*

„(...) Durch den Regen zockelten Karren in Richtung der Stadt, mit pitschnassen Planen verhängt, darunter Soldaten. Ich sah zum ersten Mal dreckige, graubärtige Typen, die richtigen Frontschweine, alle alt. Vor den Karren Panjepferdchen, dunkel vor Nässe. Die Ladung der Karren: Heu. Sieht nicht mehr nach motorisierten Blitzkrieg aus. (...)“

*Sonntag, 22. April 1945, 1 Uhr nachts*

„Ich lag oben auf dem Bett, es wehte durch die zerbrochenen Scheiben, ich döste so vor mich hin, an den Füßen einen Ziegelstein, in Stunden auf winzigen Gasflämmchen heißgemacht. Gegen 20 Uhr klopfte Frau Lehmann: „Kommen sie herunter, es gibt jetzt keinen Alarm mehr und keine Sirenen. Die anderen sind schon alle unten.(...)“

„Gehen Sie nicht mehr in ihren vierten Stock“, ermahnte mich die Apothekerswitwe. Und sie bietet mir ein Nachtlager in ihrer Wohnung in der ersten Etage an. Wir klimmen aufwärts auf der hinteren Wendeltreppe. (Früher mal „Aufgang für Dienstboten und Lieferanten“.) (...)

Wir bekommen Vorschüsse, wie es offiziell heißt, und zwar auf Fleisch, Wurst, Nahrungsmittel, Zucker, Konserven und Kaffee-Ersatz. Ich faßte an einem Schlangenschwanz Posten, stand zwei Stunden im Regen und bekam schließlich 250 Gramm Grütze, 250 Gramm Haferflocken, 2 Pfund Zucker, 100 Gramm Kaffee-Ersatz und eine Büchse Kohlrabi. Noch fehlen Fleisch und Wurst und Bohnenkaffee. (...)

*Montag, 23. April 1945, 9 Uhr früh*

„(...) Beim Bäcker gab es Brötchen, die letzten. Es waren auch meine letzten Brotmarken. Neue Lebensmittelkarten sind nicht in Sicht. Überhaupt kein Befehl mehr, keine Nachrichten, nichts. Es kümmert sich kein Schwein mehr um uns. Wir sind plötzlich Individuen, keine Volksgenossen mehr. Alle alten Bindungen zwischen Freunden und Kollegen sind tot, soweit Entfernungen zwischen ihnen liegen, die mehr als drei Häuser weit sind. Der Höhlenhaufen, die Familie, wie in Urzeiten. Der Horizont reicht hundert Schritte weit.(...)“

Wüst sieht die Berliner Straße aus, halb aufgerissen und von Barrikaden versperrt. Vor den Läden Schlangen. Stumpfe Gesichter im Flaklärm. Lastwagen rollen in Richtung Stadt. (...) An der Barrikade hält Volkssturm Wacht in bunt zusammengestoppelten Uniformen. Man sieht dort blutjunge Kinder, Milchgesichter unter viel zu großen Stahlhelmen, hört mit Schrecken ihre hellen Stimme. Die können höchstens fünfzehn sein, hängen so schmal und winzig in den schlotternden Uniformjacken. (...)“

*Donnerstag, 26. April, 11 Uhr morgens*

„Ich schreib mit zittrigen Fingern. Noch atmen wir Kalkstaub. Vor dreißig Minuten ist ein Volltreffer in den vierten Stock gegangen. Bin außer Atem, komme im Galopp aus meiner Dachwohnung. Ein Saustall aus Kalkbrocken, Splintern und Glasscherben. Leb wohl, du mein kurzes Beinah-Zuhause. Bist einstweilen unbewohnbar. (...)“

Frühstück im Keller. Jeder praktiziert, so gut er kann, eine Art von Familienleben. Auf Koffern, Kisten und Stühlen wird mit Hilfe von Papierservietten und Deckchen der trauliche Morgentisch bereitet.

Den wärmenden Kaffeepuffs entsteigen Kannen mit Getränken, die auf Holzfeuern oder Spirituskochern bereitet worden sind. Man sieht Butterschalen, Zuckerdosen, Marmeladegläser, silberne Löffel. Es ist alles da. Die Witwe hat in ihrer Küche auf einem Feuer aus zerklopfen Sektboxen Bohnenkaffee gezaubert, er tut gut. Ringsum kribbelige Luft und Gezänk. Das Kellervolk geht einander auf die Nerven.(...)

Nachzutragen: Ein Bild, das ich auf der Straße sah. Ein Mann schob einen Handkarren, auf dem brettsteif eine tote Frau lag. Graue Strähnen, lose flatternd, blaue Küchenschürze. Die dünnen, graubestumpften Beine stakten lang über das hintere Karrenende hinaus. Kaum einer sah hin. War wie früher einmal die Müllabfuhr.“

*Freitag, 27. April 1945, Tag der Katastrophe, wilder Wirbel – notiert Samstag vormittag*

„Es begann mit Stille. Allzu stille Nacht. Gegen Mitternacht meldete Fräulein Behn, daß der Feind bis an die Schrebergärten vorgedrungen sei und die deutsche Linie bereits vor uns liege.(...)

Ich schlief bis gegen 5 Uhr früh. Hörte dann im Vorraum jemand herumgeistern. Es war die Buchhändlerin, sie kam von draußen, faßte mich bei der Hand, flüsterte: „Sie sind da.“

„Wer? Die Russen?“ Ich bekam kaum die Augen auf. „Ja. Soeben sind sie bei Meyer (dem Spirituosenladen) durchs Fenster eingestiegen.“(...)

Ich tappte über die Hintertreppe aufwärts in den ersten Stock, wollte unsere paar Lebensmittel verstecken, soweit sie noch nicht versteckt waren. Ich horchte an der zersplitterten, nicht mehr

verschließbaren Hintertür. Alles still, die Küche leer. In der Kniebeuge kroch ich zum Fenster hin. Die morgenhelle Straße lag unter Beschuß, man hörte das Klatschen und Pfeifen der Kugeln.

Zwischendurch krochen wir immer wieder ans Fenster. Draußen fuhr ein endloser Troß auf, pralle Stuten, Fohlen zwischen den Beinen, eine Kuh, die dumpf nach ihrem Melker muhte. Schon schlagen sie in der Garage gegenüber ihre Feldküche auf. Zum ersten Mal erkennen wir Typen, Gesichter: pralle Breitschädel, kurzgeschoren, wohlgenährt, unbekümmert. Nirgendwo ein Zivilist. Noch sind die Russen auf den Straßen ganz unter sich. Doch unter allen Häusern flüstert es und bebt. Wer das jemals darstellen könnte, diese angstvoll verborgene Unterwelt der großen Stadt, das verkrochene Leben in der Tiefe, aufgespalten in kleinste Zellen, die nichts mehr voneinander wissen.

Überall auf den Bürgersteigen Pferde, sie misten und strahlen. Kräftiger Stallduft. Zwei Soldaten wollen von mir wissen, wo die nächste Pumpe sei – die Pferde seien durstig. Zusammen stapfen wir die Viertelstunde weit durch die Gärten. Freundlicher Ton, gutmütige Gesichter. Zum ersten Mal höre ich die Fragen, die später immer wiederkehrten: „Haben Sie einen Mann?“ Wenn man ja sagt, wird weitergefragt, wo er sei. Wenn nein, folgt die Frage, ob man nicht einen Russen „heiraten“ wolle. Woran sich plumpes Geschäker schließt.

Anfangs duzten mich die beiden. Ich wies das zurück, sagte, daß ich meinerseits sie ja auch nicht duze. Wir gingen den öden grünen Weg entlang. Über uns flogen im Bogen die Geschosse der Artillerie. Die deutsche Linie liegt zehn Minuten vor uns. Keine deutschen Flugzeuge mehr sichtbar, kaum hört man noch deutsche Flak. Kein Leitungswasser mehr, kein Strom, kein Gas, gar nichts. Bloß Iwans. (...)



Zurück mit den Wassereimern. Die Pferde trinken. Froh sehen die beiden Troßmänner ihnen zu. Ich schlendere so herum, schwatze mit diesem und jenem Russen. Der Mittag geht vorüber, nun brennt die Sonne fast sommerlich heiß. Ich spüre ein fremdes, schwer faßliches Etwas in der Luft, böse und bedrohlich. Manche Kerls blicken so scheu an mir vorbei, tauschen Blicke. Einer, ein junger Mensch, klein und gelb, mit einer Alkoholfahne, verwickelt mich in ein Gespräch, will mich abseits in den Hof locken, weist auf zwei Uhren an seinem haarigen Unterarm, von denen er mir eine schenken will, wenn ich mit ihm –

Ich weiche in den Kellergang zurück, drücke mich über den Innenhof, meine schon, ich hätte ihn abgeschüttelt, da steht er plötzlich neben mir und schlüpft mit in unseren Keller. Er taumelt von Balken zu Balken, leuchtet mit einer Stablampe die Kellergesichter ab, wohl vierzig an der Zahl, läßt den Lichtkegel zuckend auf Frauengesichtern verweilen. Der Keller gefriert. All die Menschen sind wie erstarrt. Keiner rührt sich, keiner spricht. Man hört gepreßte Atemzüge. (...)

**In der Situation interessiert sich der Russe plötzlich für die 18-jährige Stine, die einen Kopfverband hat. Um das Mädchen zu schützen, lockt Martha Hillers den Mann aus dem Kellerraum heraus, macht Andeutungen, dass sie mit ihm ein stilles Plätzchen im Keller suchen will. Sie geht mit ihm Gang für Gang durch das komplizierte Kellerlabyrinth, bis sie plötzlich auf einer belebten Straße stehen. Martha hat die Vergewaltigung in dieser Situation abgewendet – für sich und das Mädchen. Kurz danach sind wieder drei Männer im Keller. Martha geht nach oben und spricht einen russischen Offizier an. Sie bittet um Hilfe. Der Offizier geht mit in den Keller,**

belehrt die Männer, die Kellerleute in Ruhe zu lassen. Es gäbe einen Erlass von Stalin, „so etwas zu unterlassen“. Die Russen beschwerten sich, dass die Deutschen mit ihren Frauen nichts anderes gemacht hätten. Der Offizier geht mit den beiden Russen die Gänge entlang in Richtung des Kellerausgangs. Martha geht hinterher, um sicherzugehen, dass sie weg sind. Auf einmal wird sie im Dunkeln am Arm gepackt.

„Da haben sie mich. Die beiden haben hier gelauert.

Ich schreie, ich schreie ... Hinter mir klappt dumpf die Kellertür zu.

Der eine zerrt mich an den Handgelenken weiter, den Gang hinauf. Nun zerrt auch der andere, wobei er mir seine Hand so an die Kehle legt, daß ich nicht mehr schreien kann, nicht mehr schreien will, in der Angst, erwürgt zu werden. Beide reißen sie an mir, schon liege ich am Boden. Aus der Jackentasche klirrt mir etwas heraus. Es müssen die Hausschlüssel sein, mein Schlüsselbund. Ich komme mit dem Kopf auf der untersten Stufe der Kellertreppe zu liegen, spüre im Rücken naßkühl die Fliesen. Oben am Türspalt, durch den etwas Licht fällt, hält der eine Mann Wache, während der andere an meinem Unterzeug reißt, sich gewaltsam den Weg sucht –

Ich taste mit der Linken am Boden herum, bis ich endlich den Schlüsselbund wiederfinde. Fest umklammere ich ihn mit den Fingern der Linken. Mit der Rechten wehre ich mich, es hilft nichts, den Strumpfhalter hat er einfach durchgerissen. Als ich taumelnd hochzukommen versuche, wirft sich der zweite über mich, zwingt mich mit den Fäusten und Knien an den Boden zurück. Nun steht der andere Schmiere, er flüstert: „Schnell, schnell...“

Die Szene endet damit, dass drei weitere Russen (darunter eine uniformierte Frau) die Tür öffnen. Die drei lachen und nehmen die beiden Vergewaltigten mit nach draußen. Zurück im Keller macht Martha dem „Kellervolk“ Vorwürfe, nicht nach ihr geschaut zu haben. Mehrere Frauen beschließen, den russischen Kommandanten um Schutz für die Nacht zu bitten. Dieser lacht die Frauen aber nur aus und sagt: „Ach was, es hat Ihnen bestimmt nichts geschadet. Unsere Männer sind alle gesund.“

In den folgenden Tagen gehen russische Soldaten in den Berliner Wohnungen ein und aus. Türen und Fenster sind in vielen Wohnungen beschädigt, so dass die Wohnungen frei begehbar sind. Seitdem Marthas Dachwohnung durch einen Bombenangriff komplett zerstört wurde, wohnt sie in der ersten Etage bei der Apothekerswitwe. Diese Wohnung hat einen Vorder- und einen Dienstboteneingang. Der Vordereingang ist fest verschlossen, die Tür des Hintereingangs lässt sich nicht mehr verschließen. Die ersten Tage sind die Frauen in der Wohnung sicher. Nachdem ein Russe den offenen Hintereingang entdeckt hat, geht es in der Wohnung jedoch zu wie im Taubenschlag. Die Männer gehen ein und aus, betrachten die Wohnung, die Einrichtung und die darin lebenden Frauen als ihr Eigentum.

*Dienstag, 1. Mai (zurückschauend auf Samstag, 28. April)*

„Zuerst tauchte gegen 17 Uhr ein anderer, schon fast Vergessener auf: Petka von der letzten Nacht, mit dem Bürstenhaar und dem Romeogestammel. Er bringt zwei Kameraden mit, die er uns als Grischa und Jascha vorstellt. Schon sitzen sie alle drei um unseren runden Tisch herum, noch ein bisschen befangen, wie Jungens, die bei besseren Leuten eingeladen sind. Bloß Petka benimmt sich, als sei er hier zu Hause, führt mich den anderen mit ausgesprochenem Besitzerstolz vor. Die drei räkeln sich auf den Sesseln, fühlen sich wohl. Jascha stellt eine Flasche Wodka hin. Grischa kramt aus einem durchgefettetem Stück der *Prawda* (es ist die Titelseite, leider alte Nummer) Heringe und Brot heraus. Hausherrenhaft ruft Petka nach Gläsern. Er schenkt ein, schlägt mit der Faust auf den Tisch und kommandiert:

„Wiypitj nado, austrinken!“

Die Witwe und ich – und auch der erst vor einer halben Stunde urplötzlich aufgekreuzte Untermieter Herr Pauli, entlassener Volkssturmmann – müssen uns mit an den Tisch setzen, müssen mit den Burschen trinken. Petka legt vor jeden von uns eine Scheibe dunklen, feuchten Brotes auf die Tischplatte, zerteilt dann kurzerhand auf dem polierten Mahagoni die Heringe und drückt uns mit dem Daumen Stücke davon aufs Brot, wobei er uns anstrahlt, als sei dies eine ganz besondere Delikatesse.

Die Witwe erschrickt, rennt nach Tellern. (...)

Ich horche immer wieder zur Tür hin und spähe auf die kleine Damenarmbanduhr an Jaschas Arm. Jeden Augenblick erwarte ich Anatol, den herbestellten Oberleutnant – mit Bangen, denn ich befürchte

Streit. Petka ist zwar baumstark und sauber gewaschen, aber ein Primitivling und Hundsgemeiner, kein Schutz. Von einem Oberleutnant verspreche ich mir eine Art von Tabu. Der Entschluß steht bei mir fest. Es wird mir schon was einfallen, wenn es soweit ist. Ich griene in mich hinein, komme mir vor wie eine auf der Bühne agierende Person. Was gehen die mich alle an! Bin noch nie so weit von mir selber weggewesen und mir so entfremdet. Alles Gefühl scheint tot. Einzig der Lebenstrieb lebt. Die sollen mich nicht zerstören.“

